

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 159.

Sonntag, den 10. Juli 1904.

19. Jahrgang

Nachdruck verboten.

Die Reisekunst.

Von Dr. W. Treichen.

Das Reisen ist eines der wirksamsten und natürlichsten Mittel, um den Körper und den Geist zu erfrischen und sich vor Krankheiten zu schützen. Jedoch das Reisen ist eine Kunst und will erlernt sein.

Damit sich eine Reise vergnüglich und heilsam gestalten, ist es vor allen Dingen notwendig, daß der Körper gesund und leistungsfähig bleibt, denn selbst die interessanteste Reise verliert ihren Reiz, wenn Körper oder Geist durch Ueberanstrengung oder gar Entbehrung krank und schwach wird.

Das Wapthalten ist eines der Geheimnisse angenehmen Reisens. Die Erholungsreise muß stets den Charakter des Vergnügens haben. Das schließt alle Sorgen, jedes Klagern, Hasten und Ueberanstrengen aus. Wenn man nicht schon jene unpraktischen Reisenden begegnet, die laum dem Juge oder dem Dampfboot einsteigen, mit einem wahren Heuerer ihren Weg fortwärt stürzen? Wenn man aber zufällig diese Schnellläufer und Wettrenner nach drei oder vier Tagen wiedertrifft, dann waren sie überanstrengt und mitleidig und nicht mehr genussfähig.

Nichts ist beispielsweise unklarer, als sich in den ersten Tagen einer Gebirgsreise zu überdauern. Wer zu Hause wenig Gelegenheit und Zeit hatte, um längere Fußtouren zu machen, der sollte am Tage seiner Ankunft in seiner Anfangsstation weiter nichts im Auge haben, als seine Gelenke geschmeidig zu machen. Eine Fußwanderung von zwei bis drei Stunden würde für den ersten Tag vollauf genügen. Auch am zweiten Tag sollte diese Wanderzeit nicht überschritten werden. Vom dritten oder vierten Tage an kann man dann größere Strecken mit Erfolg und Gemuth zurücklegen.

Ein weiteres Geheimnis der Reisekunst ist die richtige Marscheinteilung. Im Gebirge muß der Städter seine Gewohnheit, bis in den Vormittag hinein zu schlafen, ablegen, will er nicht seinen Abg in den heißesten Tagesstunden zurücklegen. Das Marschtempo muß ein mäßiges sein: in den ersten Stunden langsam, später kann es schneller werden, je nach Kraft.

Beim Bergsteigen, wo die Lunge durch die Thätigkeit des Steigens ungewöhnlich in Anspruch genommen wird, verabschiede man nach Möglichkeit das Sprechen, denn auch zum Reden gehört Kraft. Auch das Tabakrauchen unterläßt man am besten beim Steigen. Beim Abstieg dagegen, wenn an die Lungen viel geringere Anforderungen gestellt werden, dann rede und rauche man nach Belieben und Vergnügen.

Man oft rasten ist nicht zu empfehlen, denn nach jeder Rast ist erst wieder ein gewisser Widerstand zu überwinden, was schließlich zu einer frühzeitigen Ermüdung führt. Wer an Atembeschwerden leidet, der vermeide es, sich während der Erholungsreise zu setzen, denn durch die Körperhaltung beim Sitzen wird das Zwerchfell durch die Baucheingeweide höher hinaufgedrängt, wodurch die Atembeschwerden nur noch vergrößert werden.

Ist man am Marschziele angelangt, so überlasse man sich nicht sogleich der unbedingten Ruhe, sondern verschaffe sich noch einige Bewegung, da man sich dadurch vor dem unbefuglichen Beiswerden der Beine bewahrt.

Große Angst hat der noch unerfahrene Reisende vor Erkältungen. Die Gefahr der Erkältung ist auf Reisen und besonders im Gebirge sehr häufig, da der Körper durch die ungewohnten Anstrengungen zu einer größeren Ausdehnung angeregt wird, und die Temperatur im Gebirge gegen Abend meist plötzlich sinkt so wie die Sonne verschwunden ist. Doch die Erkältungen sind nicht so schlimm, sie gehen bald wieder vorüber. Wer sich in den ersten Tagen nur etwas in Acht nimmt, wird sich später kaum noch erkälten. Daher suche man sich im Anfang vor einer Erkältung zu schützen, indem man den Fuß warm und trocken hält und den Oberkörper durch ein Plaid schützt, wenn die Luft zu kühl sein sollte. Das Plaid ist unstreitig das einfachste und bequemste Kleidungsstück auf der Reise, weil angenehmer und nützlicher als ein Ueberzieher.

Ein vorzügliches Mittel gegen Erkältungen ist auch richtige Hautpflege, die aber schon zu Hause beobachtet werden muß. Bevor man auf Reisen geht, habe man häufig und nicht zu warm trockne den Körper lange und tüchtig ab, damit er neben dem wohlthätigen Frostitzen auch noch das abhärtende Lustbad genießt. Viele Personen glauben auf der Reise, der vielfachen Unbequemlichkeiten wegen, die Hautpflege vernachlässigen zu dürfen, das ist natürlich falsch.

Viele Menschen, die nicht häufig reisen, fühlen sich gleich nach der Abreise nicht wohl. Das hat zwei natürliche Ursachen: die eine liegt im Organismus begründet, die andere in der Weise, wie die Personen reisen.

Das längere Verweilen im Freien, die veränderte Nahrung, das neue Klima, die ungewohnte Bewegung, kurz das veränderte Leben regt auf und verursacht oft Unruhe, Appetitlosigkeit und selbst Schlaflosigkeit. Solche Zustände sind nicht beängst-

gend, sie dauern nicht lange und verschwinden in dem Maße, als die neue Lebensweise zur Gewohnheit wird. Dann aber tritt auch das Gefühl des Wohlbefindens um so angenehmer und merkwürdiger hervor.

Ein leidendes Gemüth wird durch nichts schneller und sicherer geheilt, erheitert und gestärkt als durch eine Reise. Oft ist die Hypochondrie, die Unlust, das Unbehagen nichts anderes als die Folgen der Ueberarbeitung. Alles das schwindet wie durch Zauberstrich durch eine richtige Erholungsreise.

Zur Reisekunst gehört auch die richtige Behandlung der Magenfrage. Die meisten Reisenden verlangen, daß ihr Magen unterwegs ein stärkeres Nahrungsbedürfnis zeige. Gewöhnlich ist das auch der Fall, aber doch nicht immer. Man esse auf der Reise nie zu viel auf einmal, denn mit überladenen Magen gehen oder fahren ist nicht gut und bewirkt sowohl Trägheit als auch Verdauungsstörung. Man esse öfter, jedesmal aber mäßig und nachhaft. Auch mit dem Trinken muß man vorsichtig sein, besonders bei längeren Fußtouren. Durstige Seelen, die keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne sich an der verlockenden Gombirnschale zu laben, die werden schwerlich gute Fußgänger sein. Vieles Trinken erschläft und macht immer noch durstiger, während ein kurzes Ertragen des Durstes schon zeigt, daß das Durstgefühl nicht so schlimm ist, wie es anfangs den Anschein hatte. Vollständig zu verabschieden sind die Schnäpse und Liqueure, denn diese Spirituosen setzen die Widerstandskraft und Leistungsfähigkeit des Organismus noch mehr herab als das Bier. Man trinke man den Magenerven eine Anregung und Stärke bieten zu sollen, so geschieht das weit gesunder und wirksamer durch eine Tasse Douillon, die man sich im Nothfall aus einem mitgenommenen Töpfchen Viebig's Fleischextrakt bereiten kann. — Für den Durst ist der sprudelnde Bergquell die beste Erquickung. Gewöhnlich hält man das Trinken von kaltem Wasser auf dem Marsche für gefährlich, das ist aber falsch. So wenig es einem Fieberkranken schadet, wenn man seinen überhitzten Gaumen und brennenden Magen durch kleine Eisküchlein kühlt, so wenig schadet auch dem erhigten Wanderer das erquickende Naß, wenn er es nur langsam, in kleinen Zügen und nicht im Uebermaß genießt. Den Damen ist es zu empfehlen, auf jeder Reise eine Flasche „Königliches Wasser“ mitzunehmen, denn dieses köstliche Gemisch hat sich schon sehr oft als belebendes Nisch- und Marschmittel bewährt.

Sobald der Vergnügungsreisende Erschöpfung verspürt, soll er Halt machen, und im nächsten Quartier rasten, denn würde er sich mit Gewalt zwingen, sein vorgezeichnetes Ziel zu erreichen, so könnte der Zweck der Reise leicht in's Gegentheil umschlagen.

Viele Personen sind der Meinung, eine Erholungsreise müsse unbedingt nach einem Badeorte gehen. Das ist durchaus nicht notwendig, denn jeder hübsche Ort, der Wind oder Berg, frische Luft und Sonnenschein bietet, kann als Erholungsstätte, als Sommerfrische betrachtet werden. Er thut der Gesundheit dieselben Dienste und ist billiger als ein moderner Badeort.

Aus aller Welt.

Brillantenbetrübte in Nizza. Eine eben abgeschlossene gerichtliche Untersuchung wirft ein Licht auf die großen Brillantenbetrübungen, welche in der Frühjahrsaison an der Riviera verübt wurden. Was zunächst die in einem wohlhabenden Privathause festgestellten Entwendungen betrifft, so zeigt es sich, daß der Dieb der Bräutigam der Tochter des Hauses, ein angeblicher „Graf Markingiano“ war, der sich als mehrfach bestraffter Abenteurer entpuppte. Markingiano war Mitglied einer Diebesbande, die es sich zum Ziel gesetzt hatte, unter aristokratischen Namen zu operieren. Ihr eigentliches Arbeitsfeld waren die großen Hotels. Ein Mitglied der Bande, welches besonders vornehm auftrat, mietete im Hotel eines der theuersten Zimmer, zahlte regelmäßig, gab große Trinkgelber und wußte sich so das Vertrauen des Wirthes und der Dienerschaft zu erwerben. Der Pseudo-Aristokrat studierte genau die Lebensgewohnheiten reicher Hotelgäste, die er zu bestehlen gedachte und versuchte es, die Diebstähle so möglich in ihrer Abwesenheit zu vollziehen. Wlogten aber die Betreffenden ihre Werthsachen tagsüber bei sich zu tragen, so wurden die Ueberfälle nachts verübt. In diesen Fällen öffnete der Dieb die Thüre der Hotelzimmer lautlos mittels eines Dietrichs und kroch dann auf dem Bauche bis ans Bett, wo er dem Schlafenden ein mit einem Betäubungsmittel getränktes Taschentuch über das Gesicht warf. Nachdem er dann in voller Ruhe sein Geschäft besorgt, nahm er das narotisirende Taschentuch wieder an sich. Falls am nächsten Tage der Bestohlene die Hilfe der Polizei in Anspruch nahm, verlangte der „Baron“ oder „Graf“ sofort seine Rechnung, da er in einem Hotel, wo man bestohlen werde, keinen Augenblick länger verweilen wolle.



GERICHTSSAHL

Strakammer-Sitzung vom 8. Juli 1904.

Körperverletzung.

Der Väter Julius Christmann sowie der Gastwirth August Köhner, beide von hier, sollen während der Nacht vom 20. zum 21. Februar in der Welltrichstraße einen jungen Mann, welcher in der Wirthschaft des Letzteren eine Fensterhebe zertrümmert zu haben scheint, mißhandelt haben, wie sie selbst versichern, weil der Bursche obenrein in die Tasche gegriffen um sein Messer zu ziehen. Vom Schöffengericht wurden sie mit A. 30 Geld bestraft. Die Verurteilung kam zu einem Freispruch.

Veranstaltung einer Lotterie.

Der Dienstmann Martin Rüder von hier, ist leidend und vermag nur schwer sein Brod zu verdienen. Im Februar handelte er mit Apfelsinen und durchzog in Gesellschaft seiner Frau die Wirthschaften. Da will er denn bemerkt haben, wie die Konfurrenz das Geschäft forcierte indem sie Apfelsinen auspielen ließ. Er beschaffte sich einen Würfel, um daselbe zu thun. In einer der ersten Wirthschaften aber, in der er sein Glück versuchte, erregte er die Aufmerksamkeit der Polizei und das Geschäft wurde ihm gelegt. Wegen Veranstaltung einer verbotenen Lotterie wurde der Mann und seine Frau zu je 3 A. Geldstrafe verurtheilt.

Geldsäffliches.

Eine wesentliche Erleichterung beim Kochen — namentlich im Sommer — gewähren der Hausfrau Maggis Suppen mit der Schutzmarke Kreuzhörn. Nur mit Wasser lassen sich aus einem Würfel für 10 A. in kürzester Zeit zwei gute Teller kräftiger wohlschmeckender Suppe herstellen. Ein Versuch lohnt sich wirklich.

Standesamt Frauenstein.

Geboren: Am 3. Juni dem Tagelöhner Moos Becher hier e. S. Ludwig. — Am 12. Juni dem Fabrikarbeiter Wilh. Ott 1. e. L. Elisabeth. — Am 7. Juni dem Sattler Joh. Wertz hier e. L. Elisabeth. — Am 15. Juni dem Tagelöhner Josef Roth hier e. S. Georg Oswald. — Am 11. Juni dem Ländler Joh. Bachmann hier e. S. Peter. — Am 24. Juni dem Gärtner August Heil hier e. L. Gertrude.

Getraut: Am 3. Juni der Tagelöhner Philipp Schwarz mit Katharina von der Heide, beide von hier. — Am 8. Juni der Metzger Andreas Josef Klettner von Eddersheim mit Maria Anna Ott von hier. — Am 11. Juni der Kaufmann Berthold Rieders zu Dargatzheim, mit Anna Maria Demant von hier.

Gestorben: Am 5. Juni die Wittwe Anna Steinhauer, geb. Rothländer von Georgenborn, 78 Jahre alt.

Künstlerische Photographie. Karl Schipper, 31 Rheinstr. 31. Tel. 2763.

Rhein.-Westf. Handels-Lehr-Anstalt

Wiesbaden, Rheinstraße 103.



Gründliche Ausbildung für den kaufmännischen Beruf (Damen und Herren). 3., 4., 6. und 12-Monats-Kurse. Einzelunterricht auf Wunsch.

Prospekte gratis und franko.

Neue Kartoffeln Pfd. 4 Pfg.

Neue Färinge Stück 9 Pfg.

C. F. W. Schwanke Nchf., Schwalbacherstr. 43. Telefon 414. 3149

Nächsten Dienstag

schließt der Ausverkauf.

Langgasse 20, F. Hertz, Langgasse 20.



Nr. 159.

Sonntag, den 10. Juli 1904.

19. Jahrgang.

Wilde Wogen.

Roman von Ewald August König.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Kann man sich damit immer noch keine Bildung kaufen, und was Hänschen nicht gelernt hat, lernt Hans nimmermehr. Uebrigens liegt mir auch wenig daran, ich bin bisher zufrieden und in meiner Art glücklich gewesen, ich werde es auch später sein. Was ich noch wünsche, wenn ich ein kleines Haus habe, das ist eine einfache, bescheidene Frau, die mich liebt, und mir das Dasein beglücklich macht.“

„Na, die werden Sie ja auch finden!“ erwiderte Konrad, den die Anschauungen seines Begleiters ergötzten.

„Vielleicht, aber mit Sicherheit weiß ich das noch nicht. Wissen Sie, es müßte ein Mädchen sein, wie Ihre Schwester, ich glaube, die würde ganz vortrefflich zu mir passen.“

„Marianne?“ fragte Konrad überrascht.

„Glauben Sie das nicht?“

„O, gewiß! Aber was würden die Leute sagen, wenn Sie, der reiche Erbe, ein armes Mädchen aus dem Volke heirathen?“

„Das, was die Leute schwachen, hat mir nie Kopfschmerz gemacht“, sagte der Musiker ruhig. „Ich werde mich auch später nicht darum kümmern.“

„Und Sie denken mit allem Ernste daran —“

„Ihre Schwester zu heirathen, wenn sie mich nur will, und das eben möchte ich gerne wissen.“

„Wer Sie kennen sie noch nicht!“

„Hat sie Ihnen nicht gesagt, daß ich ihr vor einigen Tagen begegnet bin und lange mit ihr geplaudert habe? Ich fragte sie, noch, ob sie es gerne sehen würde, wenn ich Sie einmal besuchte, und sie antwortete darauf bejahend.“

Konrad erkannte sofort die Vortheile, die seiner Schwester aus solcher Heirath erwachsen mußten; er war auch überzeugt, daß die beiden einfachen Naturen mit einander harmonirten, er beschloß, der Schüchternheit seines Begleiters zu Hülfe zu kommen.

„Wir sind bereits in der Straße, in der ich wohne“, sagte er, „begleiten Sie mich in meine Wohnung, Sie werden meine Schwester in ihrem häuslichen Schaffen überraschen und auch meine Mutter kennen lernen. Vielleicht nehmen Sie dann doch Anstoß an unserer Armut.“

„Bin ich nicht selbst mein ganzes Leben lang ein armer Schluher gewesen?“ unterbrach der Musiker ihn. „Bin ich es nicht heute noch? Es ist möglich, und ich hoffe es, daß ich binnen Kurzem ein vermögender Mann werde; dann werden Viele sich einfinden um mir schöne Worte sagen zu wollen, die doch nur meinem Egoismus gelten. — Warten Sie einen Augenblick.“

Er blieb stehen und bot dem jungen Manne die Hand.

„Wollen Sie mir versprechen, Ihrer Schwester zu verschweigen, was ich Ihnen gesagt habe?“ fragte er. „Jetzt, so kurz nach dem Bruch mit Steinthal, ist noch nicht die Zeit, über solche Dinge mit ihr zu reden, und ich wünsche auch, daß wir vorher mit einander bekannt werden.“

„Ich verspreche es Ihnen“, erwiderte Konrad.

„Wird es nicht auffallen, wenn ich jetzt mit Ihnen gehe?“

„Weshalb sollte es auffallen? Wir sind ja mit einander befreundet!“

„Die Mittagsstunde ist schlecht gewählt.“

„Ich werde den Meinigen sagen, ich wolle Ihnen ein Buch leihen; das ist eine hinreichende Erklärung.“

Der Musiker nickte befriedigend und folgte seinem jungen Freunde die steile Treppe hinauf.

Zögernd überschritt er die Schwelle des einfachen Stübchens; die Herzlichkeit, mit der Marianne ihm entgegen kam und ihn begrüßte, befreite ihn bald aus seiner Befangenheit.

Er wurde der alten Mutter vorgesetzt, ihr gegenüber mußte er Platz nehmen, sie plauderte so gemüthlich mit ihm, daß er die Zeit vergaß, die ihm selten so rasch verstrichen war.

Marianne sah neben ihm, sie neckte ihn mit seinem Reichtum, ihre Heiterkeit erfreute ihn, weil er daraus erkannte, daß sie die Vernichtung ihrer Hoffnungen schon überwunden hatte.

Nach einem Blick des Einverständnisses mit seiner Schwester lud Konrad den Musiker zu einem Teller Suppe ein.

„Wenn Sie vorlieb nehmen wollen, werden Sie als Gast willkommen sein“, sagte er, „wir haben nichts weiter als Kartoffelsuppe und ein Stück Fleisch.“

„Mein Leibgericht!“ unterbrach Grimm ihn heiter, „ich nehme die Einladung mit Dank an.“

Marianne trug die Suppe auf, sie mundete Allen vortrefflich, ein Stück Brot und etwas Käse bildeten den Nachtisch.

Manches Scherzwort mußte der Gast hören, auf Gerhards Steinthal kam nicht die Rede. Niemand wollte die heitere Stimmung trüben. Um sich zu revanchiren, lud der Musiker die kleine Familie für den nächsten Sonntag zu einem Ausfluge aufs Land ein. Nach einigem Hin- und Herreden wurde die Einladung angenommen und frohgelaut nahm Grimm Abschied, als Konrad wieder ins Bureau zurückkehren mußte.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar“, sagte er, als sie das Haus verlassen hatten, „so schöne Stunden habe ich selten verlebt. Ihre Mutter ist eine prächtige Frau, und bei Ihrer Schwester muß man sich wohl fühlen.“

„Wir geben uns wie wir sind“, erwiderte Konrad, „wir besitzen nur wenig und verdienen eben genug, um bescheiden leben zu können, aber wir sind zufrieden und hegen keine Wünsche, deren Erfüllung nicht in der Wahrscheinlichkeit liegt. So schützen wir uns vor Enttäuschungen, die stets Unzufriedenheit zurücklassen, und Bedürfnisse, die wir nicht bestreiten können, lernen wir nicht kennen.“

„So habe ich es auch immer gehalten“, nickte Grimm, „was man nicht haben kann, darauf muß man verzichten können. Es hat mich recht innig gefreut, daß Ihre Schwester sich so rasch und leicht in die neuen Verhältnisse hineinfand.“

„Sie verachtet den Chlofen, der sie so schändlich betrog, finden Sie das nicht auch begreiflich und natürlich?“

„Um so besser — oh, ich glaube, der nächste Sonntag wird schön werden!“

Konrad warf einen Blick auf seinen Begleiter, der in Gedanken versunken war.

„Er wird für Sie ein theurer Tag werden“, scherzte Konrad. „Vielleicht auch ein Glückstag für mich — oder fürchten Sie, daß ich in dieser Hoffnung mich täuschen kann? Ich will nicht mir selbst schmeicheln, aber ich glaube doch einen guten Eindruck hinterlassen zu haben, und darauf läßt sich getrost weiterbauen. Aber verrathen Sie jetzt noch nicht, das würde Ihre Schwester befangen machen, ich möchte sie am Sonntag gern heiter sehen. Hier wollen wir scheiden, ich danke Ihnen nochmals von ganzem Herzen für die frohen Stunden, leben Sie wohl.“

Der Musiker war an einer Straßenecke stehen geblieben, er bot seinem jungen Freunde die Hand, eine tiefere Freude strahlte aus jedem Zuge seines Gesichtes.

„Wann werden wir uns wieder sehen?“ fragte Konrad.

„Würde es unbedeuten sein, wenn ich vor Sonntag noch einmal Sie besuchte?“

„Im Gegentheil, wir würden Sie herzlich willkommen heißen. Vergessen Sie aber nicht, daß in den Augen der Welt Ihre Besuche nur mir gelten dürfen, damit der gute Ruf meines Schwes-ter —“

„Sie haben Recht, ich komme nur dann, wenn ich genau weiß, daß Sie auch zu Hause sind“, unterbrach Grimm ihn rasch, „vielleicht morgen schon, leben Sie wohl.“

Er bog mit raschen Schritten um die Ecke, und er hatte noch keine Zeit gefunden, seine Gedanken zu sammeln, als er sich dem Wirth Steinthal gegenüber sah, dessen Erregung ihm auffiel.

„Weshalb kommen Sie nicht mehr zu mir?“ fragte Steinthal in ziemlich barschem Tone, und ein mißtrauischer Blick begleitete seine Worte. „Gefällt es Ihnen bei mir nicht mehr? Sie verkehren wohl jetzt nur in vornehmer Gesellschaft, seitdem Sie ein reicher Mann geworden sind?“

„Ich bin weder reich noch vornehm geworden“, erwiderte der Musiker, dem das Blut heiß in die Stirne stieg, „wenn ich nicht mehr zu Ihnen komme, so beruht das auf anderen Gründen.“

„Die ich wissen möchte.“

„Die Sie errathen können! Ihre Grobheit macht den Leuten den Aufenthalt in Ihrem Hause nicht angenehm und Ihre Handlungsweise Ihrer ehemaligen Braut gegenüber ist aber auch keineswegs dazu angethan.“

„Das ist Privatsache, die keinen Gast etwas angeht“, brauste Steinthal auf: „Sie können ja doch nicht einmal beurtheilen, auf welcher Seite eigentlich das Recht ist.“

„Ich weiß es sehr genau, aber ich mag mit Ihnen darüber nicht streiten. Wenn Sie einen guten Rath annehmen wollen, so verlassen Sie die Wirthschaft wieder, Sie werden in jenem Hause und wohl auch in dieser Stadt niemals so recht auf einen grünen Zweig kommen!“

„Ich habe keinen guten Rath nöthig“, spottete der Wirth, aber Grimm hörte nicht mehr auf ihn, er hatte seinen Weg fortgesetzt.

„Dem bin ich auch nicht mehr gut genug“, knurrte Steinthal, „und doch war ich es, der ihn auf die Erbschaft aufmerksam machte. Was habe ich nun von meinem Gelde? Dabeim keine ruhige Stunde, und auf der Straße nimmt niemand den Hut vor mir ab, der Ruckuck weiß, was die Menschen von mir halten und denken!“

Er stieß mit dem Stod zornig auf das Pflaster und schritt weiter, bis er das Hotel zum Adler erreicht hatte.

Der Portier stand mit verschränkten Armen vor der Thür und unterhielt sich mit dem Kutscher des Hotelwagens, der soeben leer vom Bahnhofe zurückgekehrt war.

Mit troziger Miene trat Steinthal an ihn heran, er ließ sich dabei aber kaum herab, den Portier zu grüßen.

„Wohnt eine Dame aus Amerika im Hotel?“ fragte er.

Der Portier musterte ihn mit einem prüfenden Blick von der Gattspitze bis zu den Schuhsohlen.

„Ihr Name?“ fragte er

„Madame Burton oder Burton —“

„Mistress Burton. Abgereist!“

„Wann?“

„Heute Morgen.“

„Nach Amerika zurück?“

„Ich glaube wohl, weshalb fragen Sie?“

„Geschäfte“, antwortete Steinthal kurz, dann wandte er ihm den Rücken.

„Also abgereist?“ murmelte er, während er den Heimweg einschlug. „Da wäre also nichts mehr zu befürchten! Ob die Leute sich dem Kopf über meine Erbschaft zerbrechen, kann mir gleichgültig sein, Niemand kann mich zwingen, die Wahrheit zu verrathen. Mit dem Lump, dem Strid, hätte ich auch kurzen Prozeß machen sollen, jetzt habe ich ihn am Hals, und ich weiß nicht, wie ich ihn wieder los werden kann. Der Dursche läßt sich nicht betrügen. Tag und Nacht hat er die Augen offen, er

spionirt überall, ich kann nichts thun, ohne daß er es weiß. Und ich betrüge ihn trotz alledem!“ knurrte er noch einer gerathen Weile, „Grimm hat Recht, ich komme hier auf keinen grünen Zweig, ich muß mein Heil in einer anderen Stadt versuchen, und dahin soll dieser Lump mir nicht folgen.“

Eine trostige Entschlossenheit spiegelte sich in seinen Zügen, als er sein Haus wieder betrat.

Naspar Strid stand hinter dem Buffet, die Kellnerin sah mit einem Strichstrumpf in einer Ecke; Steinthal befahl ihr, in die Küche zu gehen.

„Das Mädchen wird immer träger“, brummte er, als sie das Schenkzimmer verlassen hatte.

„Ich hätte es längst fortgejagt“, erwiderte Strid achselzuckend, „aber Ihr wollt ja auf meinen guten Rath nicht hören. Das Frauenzimmer hinterbringt dem alten Polizeispion Alles, was hier passiert, ich hab' gute Augen und scharfe Ohren, mich hintergeht man so leicht nicht.“

„Woh, der alte Gel macht sich auch nur unnütze Mühe, die Amerikanerin ist schon abgereist.“

„Abgereist?“ fragte Strid erstaunt ausblickend. „Woher wißt Ihr das?“

„Ich war im Hotel, der Portier sagte es mir.“

„Gestern Abend muß sie noch hier gewesen sein.“

„Und heute Morgen ist sie abgereist! Weshalb hätte der Portier mich belügen sollen?“

„Das gefällt mir nicht“, sagte Strid nach langem Nachdenken. „Der Alte wird bemerkt haben, daß ich in's Hotel ihn gehen sah, darum mußte die Frau abreisen. Sie ist sicher nicht weit von hier; sie reist nicht früher wieder nach Amerika, bis sie weiß, wo ihr Mann geblieben ist. Im Allgemeinen haben die Frauen eine zähe Natur; was sie wollen, das führen sie aus. Und daß Ihr selbst in's Hotel gegangen seid und nach der Amerikanerin gefragt habt, das war eine unverzeihliche Dummheit, die Euch in Gefahr bringen muß. Der Portier wird Euch kennen, er berichtet's dem alten Spion, und der sieht darin einen Beweis Eures schuldbeladenen Gewissens.“

Mit offenem Munde und hochemporgezogenen Brauen sah Steinthal seinen Verbündeten an, wachende Angst spiegelte sich in seinem starren Blick, auch er erkannte jetzt die Gefahr, in die er sich leichtsinnig begeben hatte.

„Ich fand keine Noth, ich mußte Gewißheit haben“, erwiderte er, übrigens glaube ich nicht, daß der Portier mich kennt.“

„Ihr glaubt natürlich das, was Ihr hofft und wünscht“, spottete Strid, indes sein schielender Blick durch das Zimmer schweifte, „Euch, den ehemaligen Diensthmann kennt jeder Hotelportier. Das Schenk mädchen hat Euch die Suppe eingebracht, laßt es Euch gesagt sein!“

„Was hätte sie davon?“ brauste der Wirth auf.

„Vielleicht einen Judaslohn, wenn sie Euch ans Messer liefert.“

Steinthal legte die Hände auf den Rücken und wanderte auf und nieder wie ein Raubthier, das in seinem Käfig auf die Fütterung wartet.

„Was soll ich thun?“ fragte er. „Die Geschichte erzählen —“

„Denkt Ihr denn, man werde Euch Glauben schenken?“ unterbrach Strid ihn höhnisch, der ein Bierglas gefüllt hatte, das er jetzt zum Munde führte. „So wenig ich an die Geschichte glaube, so wenig werden Andere es thun, und beweisen könnt Ihr die Wahrheit nicht.“

„Dann müßten die Todten auferstehen!“

„Und das ist noch nicht vorgekommen. Beweisen kann man Euch nichts, und so lange ich schweige, habt Ihr das Schlimmste nicht zu befürchten, auch dann nicht, wenn Ihr verhaftet würdet.“

„Verhaftet?“ fragte Steinthal zusammenfahrend. „Glaubt Ihr, daß das geschehen könnte?“

„Na die Leute wollen ja wissen, woher Ihr Euer Geld habt! Möglich ist es immerhin, daß der Untersuchungsrichter Euch vorladen läßt, um Euch auf den Bahn zu fühlen, dann müßt Ihr sehen, wie Ihr Euch herauswindet.“

Der Wirth war am Buffet stehen geblieben, mit zitternder Hand füllte er aus einer Brantweinflasche ein großes Glas, das er auf einen Zug austrank.

„Ich muß fort“, sagte er heiser, „ich komme hier ja doch zu nichts, und die Neugier wird immer unbequemer. Ihr seid auch Schuld daran, daß ich mich hier nicht mehr halten kann, weshalb zwingt Ihr mich, Euch in mein Haus aufzunehmen? Das mußte Verdacht erregen.“

„So findet mich ab“, unterbrach Strid ihn, „hättet Ihr mir damals eine anständige Summe geboten, wäre ich meine Wege gegangen. Jeder sucht seinen Nutzen, wo er ihn findet, ein armer Teufel wie ich, darf nicht wählerisch sein.“

Fortsetzung folgt

Wieg' mich in Schlaf, Mutter!

Kehre doch wieder, o Zeit, die mir lachst,
Mach' mich zum Kind wieder, nur eine Nacht!
Mutter, komm' heim von dem düstern Strand,
Drück mich ans Herz wieder, halt' mir die Hand;
Küß' mir die Furchen des Grams von der Stirn,
Hilf mir die silbernen Haare entwirren;
Wache bei mir, als wär' ich noch klein,
Wieg' mich in Schlaf, Mutter, wiege mich ein!
Hältst du voll Liebe ans Herz mich so dicht,
Schmiegt deine Wimpern mir sanft ans Gesicht,
Möcht' ich am liebsten nie wach wieder sein —
Wieg' mich in Schlaf, Mutter, wiege mich ein!

Nichts hat mein Herz in verfloßener Zeit
So wie die Liebe der Mutter erfreut;
Niemand verharret und duldet in Ruh',
Cren, ohne Eigennutz, immer wie du.
Nur eine Mutter kann lindern den Schmerz,
Wenn von der Welt müd' und krank ist das Herz.
Schummer umhülle mein mattes Gebein,
Wieg' mich in Schlaf, Mutter, wiege mich ein.
Hältst du voll Liebe ans Herz mich so dicht,
Schmiegt deine Wimpern mir sanft ans Gesicht,
Möcht' ich am liebsten nie wach wieder sein —
Wieg' mich in Schlaf, Mutter, wiege mich ein!



Das Urtheil über die Zukunft eines Menschen, über sein zukünftiges Tun und Treiben ist nur selten richtig, und um so weniger richtig, wenn es vor seiner Entwicklung abgegeben und halb und halb vom Vorurtheil diktiert wird. Indessen gibt es einige historische Urtheile geistreicher Männer über aufsteigende Genies, die genauer Kenntnis entspringend, durchaus treffend genannt zu werden verdienen. Zu diesen gehört der Ausspruch des Papstes Paul V. über den Bischof von Lucon, den später so berühmten wie berühmten Kardinal Richelieu. Armand Jean Duplessis hatte von einem Bruder das Bistum Lucon geerbt, weil er, wie jener, Geistlicher war, und ging nach gehöriger Vorbereitung 1607 nach Rom, um sich zum Bischof weihen zu lassen, eine Weihe, die nach den kanonischen Vorschriften kein Priester vor zurückgelegtem 25. Lebensjahre empfangen durfte. Duplessis war erst 23 Jahre alt, antwortete jedoch auf Befragen des heiligen Vaters, daß er das gesetzliche Alter erreicht habe, und die Ceremonie fand statt. Gleich nachher verlangte der neue Bischof dem Papste zu beichten und gestand dabei seine Lüge ein, um Absolution zu erhalten, die auch erteilt ward. Am Abend des Weihetages sprach jedoch Paul V. in einer Gesellschaft zu dem französischen Gesandten Malaincourt, indem er auf den neuen Bischof deutete: „Questo giovine sara un' gran' furbo!“ (Dieser junge Mann wird ein großer Spitzbube werden.) Frankreich, ja ganz Europa konnten bald genug die Wahrheit dieses Ausspruches bestätigen.

Die letzten Hexenprozesse ragen weit in die neueste Zeit hinein; doch wenn sie überall grausig genug abschlossen, so lief der letzte Fall dieser Art in England günstig aus. Ungefähr im Jahre 1709 war es, als in einer der Grafschaften im Süden eine alte Frau angeklagt ward, daß sie vermöge eines Zaubermittels Menschen und Vieh gesund oder krank machen könne. Da gerade der damalige Lord Oberrichter, John Holt, bei einer Rundreise in die Gegend kam, ward ihm Vortrag über den Fall gehalten, und er verlangte das Amulet, das so große Dinge tun sollte, zu sehen. Es war ein mit Zeichen beschriebenes Pergament. Der Lord betrachtete es lange ernsthaft und schien sich auf etwas Besinnen zu wollen. „Meine Herren!“ sagte er dann, „als junger Mann wohnte ich in dieser Gegend einst in einem Wirtshause. Die Wirtin hatte ein Kind, das schon lange am Fieber litt; ich versprach die Krankheit zu vertreiben, und das Mittel, das ich im Uebermut dazu anwandte und dem Kinde anzubinden verordnete, ist dies Säckel Pergament. Ich vermute, daß das Kind genesen und die Mutter, im Glauben an das Mittel, es weiter benutzt hat. Sie begreifen also wohl, daß es mit der Hexerei nichts ist!“ Man begriff wirklich, und die Angeklagte ward auf freien Fuß ge-

setzt, die Hexenprozesse aber durch den Lord sofort gänzlich suspendiert. Hundert Jahre früher dürfte dem Lord ein solches Geständnis teuer zu stehen gekommen sein.

Das „Snyden“ der Holländer. Unter den niederen Ständen jenes Volkes, namentlich über unter den Matrosen, herrscht ein eigentümlicher, fast barbarischer Gebrauch, der, wie das Vorgehen der Engländer, in einer Art volkstümlichen Zweikampfes besteht. Entspringt sich nämlich ein Streit, so wird die Entscheidung, wer Recht oder Unrecht hat, sehr bald dem „Snyden“ anheimgestellt. Die Zuschauer, für die dieses Schauspiel ein großes Gaudium ist, bilden einen Kreis, in dessen Mitte die beiden Kämpfer sich aufstellen. Die rechte Hand ist mit einem Taschenmesser bewaffnet, der linke Arm, mit einem Tuche dicht umwickelt, dient zum Parieren der feindlichen Streiche. Beide Gegner gehen nun darauf aus, dem Widerpart einen Schnitt zu versetzen, wobei sie meist das Gesicht zum Ziel nehmen, so daß ein bis zum Ohr aufgeschnittener Mund nichts seltenes ist. Stöße sind dagegen streng verpönt, und wollte dennoch einer der Kämpfenden dagegen fehlen, so würde er die Messer der Zuschauer gegen sich gerichtet sehen. Zuweilen artet der Zweikampf auch in einen allgemeinen aus, und Wirtshausraufereien nehmen in Holland gewöhnlich ein blutiges Ende. Eigentümlich bleibt es dabei, daß selbst bei den ärgsten solcher Raufereien ein jeder, der nicht daran teil nehmen will, ruhig und ohne Gefahr zusehen kann, sobald er sich nur in angemessener Entfernung hält.

Zweimal getödtet. Gewiß eine der allersehrsten Hinrichtungen, nämlich die Enthauptung eines Leidyams, erwähnt Cyriaeus Spangenberg, der „Ehrwürdige und Hochgelahrte“ Verfasser der ditleibigen Mansfeldischen Chronica. Er berichtet Seite 499 wörtlich: „In diesem Jar (1571) ist Burggraff Albrecht von Kirchberg zu Erfurt von einem Bürger, der ihn bei seinem Weibe gefunden, im Ehebruch erstochen, und also für todt zu Gerichte gebracht, und enthaupt worden.“

Die Verehrung der Affen bei den Hindus. In der Nähe der Stadt Vindravana befinden sich mehrere Pagoden, in deren heiligen Hainen sich eine ungeheure Anzahl Affen aufhält, die durch freiwillige Beiträge der Pilgrime unterhalten werden. Niemand darf sich unterfangen, diese den Hindus heiligen Tiere zu beleidigen, obgleich sie den Zugang zur Stadt ungemeln erschweren. Ueberfällt nun eines dieser Tiere eine Antipathie gegen einen Reisenden, so macht sich eine ganze Rott derselben über ihn her und schleudert alle nur erreichbaren Gegenstände, Bambusstöcke, Steine etc., nach dem Opfer ihres Spieles. Wehe ihm, wenn er hitzig wird und sich zur Wehre setzt. Wilder und ungesäuerter dringen die erzürnten Teufel mit wüthendem Geschrei auf ihn ein, wodurch die Faltis herbeigerufen werden, welche es natürlich mit den Affen halten. So wurden unter anderen vor etwa zwanzig Jahren zwei englische Offiziere der bengalischen Armee das Opfer jener Bestien, gegen die sie sich zu verteidigen suchten.

Eine sonderbare Kindbettgewohnheit in Harlem besteht darin, daß ein hölzernes Brettchen von länglich viereckiger Form mittels eines Stiftes von außen an der Haustür befestigt wird. Dieses Brettchen, „Klopper“ genannt, wird mit roter Seide überzogen und rings mit seinen Spitzen besetzt. Ist ein Mädchen zur Welt gekommen, so erblickt man die Seide bis zur Hälfte mit weißem Papier bedeckt; sind Zwillinge geboren, so hängen zwei „Klopper“ aus. Mit dieser nur in Harlem stattfindenden Gewohnheit war übrigens ein Recht verbunden, das darin bestand, daß keine Hinrichtung oder öffentliches Strafgericht dafelbst vollzogen werden durfte, so lange ein solcher „Klopper“ sich an irgend einer Haustür befand. Er wird nicht eher abgenommen, als bis die Wöchnerin ihren ersten Kirchgang gehalten.

Kaiser Rudolf von Habsburg rief einst einem Gerber, der seine übelriechenden Felle ausspannte, scherzend zu: „Hundert Mark Silber jährliches Einkommen und ein hübsches Weib würden Dir wohl auch lieber sein, als dieser Geruch?“ Der Angeredete aber erwiderte: „Ich besitze beides!“ Der Kaiser kehrte nun in die Wohnung des Gerbers ein, um sich von der Wahrheit seiner Behauptung zu überzeugen. Nicht gering war seine Ueberraschung, als die freundliche Hausfrau in prächtigem Gewande und der Gerber in einem feinen Anzuge ihn zur Tafel führten, auf der edler Wein und köstliche Speisen in silbernen Gefäßen seiner harrten. Rudolf konnte seine Verwunderung nicht bergen, daß ein so reicher Mann ein so schmutziges Gewerbe treibe. Da antwortete der Gerber: „Diese schönen Sachen habe ich durch meine übelriechende Arbeit erworben; aber sie würden bald verschwinden, wenn ich meine Felle nicht mehr riechen könnte.“

Der Name „Zeitung“ wird gewöhnlich, aber mit Unrecht, von Zeit abgeleitet; er ist jedoch aus dem alten, auch im Englischen noch erhaltenen Worte „Teiding“, d. i. Begebenheit, entstanden. Ebenso stammt „Gazette“ von einer italienischen Scheidemünze, Gazetta, her, die für ein Neuigkeitsblatt bezahlt wurde.

Das „Institut“. Unter dem stolzen Namen „Institut“ errichtete der in Dauen geborene Kaufmann F. O. Döring in Dresden ein Privat-Detektivinstitut, das ihm angeblich 300 bis 500 A monatlich einbringen sollte. Mit dieser Versicherung lockte er einen Käufer an, der schließlich den gezahlten Preis von 3000 A einbüßte, da das „Institut“ wohl einige alte Bureaumöbel aber keine Kundschaft besaß. Mit dem Versicherungsagenten B. W. Winkler aus Dresden versuchte nun Döring auf dem in den letzten Jahren viel angebauten Gebiet des Versicherungsschwindels sein Glück. Beide gründeten den „Deutschen Unterstützungsverein für Industrie, Handel und Verkehr“; das sollte eine Art „ideale“ Volksversicherung gegen Krankheit, Arbeitslosigkeit usw. sein. Geld hatten die Gründer nicht, doch sie wußten vier Herren als Aufsichtsraths- und Ehrenmitglieder zu gewinnen, die 800, 1200, 1500 und 2000 A als Einlage zahlten. Damit wurde Reklame gemacht und schließlich hatte man auch 400 Mitglieder beisammen. Die gesetzlichen Vorschriften ließen die Gründer völlig unbeachtet. Das Reichsversicherungsamt machte schließlich die Genehmigung des Betriebes von der Hinterlegung eines Garantiefonds von 300.000 A von dem 120.000 A bar eingezahlt werden sollten, abhängig. Das Unternehmen verfrachtete und Mitglieder wie Ehrenmitglieder verloren Einlagen und Beiträge. Das Paar grüßte hierauf den „Ersten deutschen Verein zur Versicherung gegen Verluste in der Geflügelzucht“. Auch dafür fanden sie Ehrenmitglieder, von denen zwei je 1500 und ein dritter 6000 A einzahlten. Auch dieses Unternehmen verfrachtete bald, und die Einzahlungen wie 300 A Mitgliederbeiträge gingen verloren. Winkler wurde zu 4½ Jahren und Döring zu 3 Jahren Gefängnis, beide auch zu 5 Jahren Ehrverlust verurtheilt.

Die Liebe ist erfinderisch. Ein interessanter Fall beschäftigte dieser Tage das Bezirksgericht Wien-Josefstadt. Die Gattin eines sehr bekannten Wiener Kaufmannes stellte eines Tages ihrem Gatten einen ehemaligen Jugendfreund vor, dem es durch seine Lebenswürdigkeit bald gelang, die Sympathie des Ehemannes zu gewinnen. Es entwickelte sich zwischen den drei Personen eine innige, aber allem Anscheine nach sehr reine Freundschaft. Der Jugendfreund machte Ausflüge in die Umgebung Wiens, unternahm auch kleine Reisen, und von allen Orten sendete er an den Gatten und auch an dessen Frau Ansichtskarten, die allerlei charmante, aber durchaus harmlose Grüße an das Ehepaar überbrachten. Da trug es sich eines Tages zu, daß der Gatte eine solche Karte in der Tasche, in der sich sein silbernes Cigarettenetui befand, steckte und beim Herausnehmen des Etuis die Karte bemerkte. Er wollte die Karte wieder an die Karte befestigen — wer beschreibe aber sein Erstaunen, als an der Stelle, wo sich die Karte befunden hatte, eine zwar kurze aber desto zärtlichere Mitteilung für die Frau erblickte. Eine Liebeskorrespondenz unter der Briefmarke! Der Ehegatte eilte zu seinem Advokaten, um diesem den Auftrag zur Einbringung der Ehebruchklage zu erteilen. Der nüchterne Jurist schüttelte aber bedenklich das Haupt — es sei noch nicht des Beweises genug, man möge noch einige Karten abwarten. Es kamen noch zwei, die unter der Marke kurze Zärtlichkeiten enthielten, aber sie waren dem Advokaten doch nicht hinreichend beweiskräftig, und so begnügte er sich, statt der Ehebruchklage eine Anzeige nach § 525 des Strafgesetzes — kleine eheliche Untreuen — zu erstatten. In der Verhandlung versuchte der „Jugendfreund“, ein Fabrikant und Reserbeeroffizier, der Sache eine harmlose Deutung zu geben; die Frau war nicht erschienen und mußte die Verhandlung zu ihrer Einvernehmung verlagert werden.

„Der Club G. m. b. H.“ Aus London wird geschrieben: Die neueste Art von Vereinen ist einer, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, junge Mädchen und junge Männer zwecks Heirath zusammenzubringen. Das Unternehmen hat sich nun als „Club G. m. b. H.“ aufgethan. „Ich habe mich nur daran beteiligt“, sagte einer der Gesellschafter in dieser romantischen Vereinigung, „weil ich es für eine gute Kapitalanlage halte und schöne Dividenden zu erhalten hoffe.“ Ein anderer aber erging sich in begeisterten Rede über den Nutzen und die Segnungen dieses neuen Instituts in sozialer und sittlicher Beziehung. „Die Wege Cupidos sind häufig verschlungen und kraus und in diesen Irrgärten laufen gar oft die Aneinander vorbei, die am besten für einander passen. Da muß man denn die Bahn ein bißchen ebenen und die schäblichsten Herzen den Feilen des kleinen Gottes schufgerecht nachbringen. So sollen denn Widnicks arrangiert werden, Tanzkränzchen, Rabausflüge, Theateraufführungen, ja bis in die Konservatorien und die Metiers wird sich die Fürsorge und die helfende Hand der Gesellschaft erstrecken. Wir werden den blinden Wurf des Cupido, der bis dahin so aufs Geratewohl dahergelappt ist, bei der Hand nehmen und er wird uns schon Hilfe leisten, wenn er auch bei dem Unternehmen nicht als Gesellschafter beteiligt ist.“

Aufgaben und Rätsel.

Versteckrätsel.

Zwiebel, Wäsche, Bodenkufe, Rippentafel, Stunde, Schan-
kel, Rache, Kindebraut, Handschuh, Schwalbe, verlegt,
Niederwald, Ringfinger, Mondschein, Sternmuster, Schwäche,
Wartehalle, Wandschirm.

Aus jedem der vorstehenden Wörter sollen 3 nebeneinanderstehende Buchstaben genommen werden. Dieselben bilden, nacheinander gelesen, eine Strophe von Kind.

Zitateurätsel.

Man nehme aus jedem der nachstehenden Sätze ein Wort. Die richtigen Wörter nennen ein Zitat von Paul Heyse.

1. Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.
2. Wir sind vereint zur guten Stunde.
3. Die Liebe bleibt ewig.
4. Auch die Edelsten können irren.
5. Er stand auf seines Daches Zinnen.
6. Friede auf Erden ist schön.
7. Wer die Wahl hat, hat die Qual.
8. Wer nie sein Brod mit Tränen aß.
9. Mit dem Pfeil dem Vogen, durch Gebirg und Tal.
10. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht sorgen.
11. Das Ei will klüger sein, wie die Henne.
12. Was nicht ist, kann noch werden.

Rebus.



Auflösungen aus voriger Nummer.

Magisches Kreuz.

	S	B	G
	t	r	e
C	h	e	i
P	o	t	s
W	a	t	e
	i	o	n
	n	i	n

Gegensatz-Rätsel.

Gandlanger
Eisleben
Nordlicht
Kiesengebirge
Zimmergrün
Kaffeeschwärzer
Inselreich
Braunschweig
Steinwein
Eberbach
Nieheim

Henrik Ibsen.

Rebus.

Wechsel ist die Seele der Natur.



Bis 10. Juli inklusive offeriren wir:

Graue Reisfinken	p. Paar	2.50 Mk.
Dreifarbige Nonnen	p. "	2.50 "
Muskat-Finken	p. "	2.50 "
Junge Zeisige	p. Stück	1.25 "
Junge Kreuzschnäbel	p. "	1.50 "
Größte Auswahl in Sing- und Vögelzucht, Käfigen, Käfighändlern, Aquarien und Terrarien.		
Laubfrösche und Laubfroschläuschen.		

Scheibe & Co., Friedrichstr. 46.



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

Durchaus angepaßt.



Tierfreund: „Aber das ist doch nicht hübsch. Bei solchem Regen führen Sie Ihr armes kleines Mündchen auf die Straße?“

Dame: „Ja, wann sollte ich es denn tun? Heute ist doch ein richtiges Hundewetter!“

Mißverständnis.



„Das wäre doch nette Köchin für Janos, hat aber dummer Kerl von Maler nur Hausnummer angegeben und Straße vergessen!“



Hu!

A. (mit B. auf Reisen): „Ich möchte nur wissen, wovon es kommt, daß ich heute den ganzen Tag schon so einen furchtbaren Durst habe.“

B.: „Wohl deshalb, weil wir in Salzburg sind.“

— Ein Retter in der Not —

oder

Bestrafte Schadenfreude.



Leicht beleidigt.

Förster: „Also bitte, Herr Assessor, hier ist Ihr Anstand, auf dem Sie sicher ein Bild erlegen werden. Ich muß Sie aber ersuchen, denselben nicht zu verlassen!“

Assessor: „Das brauchen Sie mir gar nicht zu sagen, Herr Förster, daß ich die Grenzen des Anstandes nicht überschreiten soll!“

Berliner Straßenwitz.

— „Sehen Sie mal, dort liegt ein totes Pferd. Es ist doch häßlich, daß man das nicht mal ein bißchen zudeckt.“

— „Aber wozu denn, es kommt ja doch gleich zum — Abdecken!“

... .. Das sagt genug!



Hotelier: „Hat der Herr von Nr. 18 schon bezahlt?“

Piccolo: „Nein, der Herr Oberkellner trinkt sich erst Mut zum Aberreichen der Rechnung! —“

Des Worts verwegenste Bedeutung.

— „Unser Freund S. hat sich mit der Tochter des Barbierherrs B. verlobt. Ist denn Geld da?“

— „Ja natürlich. Der Alte hat sich ein bedeutendes Vermögen zusammengekratzt!“

Ein guter Sohn.

Vater: „Junge, ich glaube, Du trinkst mir jedesmal 's Bier aus!“

Söhnchen: „Die Mutter hat doch gesagt, Du sollst nicht so viel trinken, Vater!“

Höchst einfach.

A.: „Sagen Sie mir nur einmal, was tun Sie eigentlich, daß Sie so dick werden?“

B.: „Nichts!“

Sezessionistisches.

Von Alfred Schmasow.

Ein neues Wort, voll schrullenhafter
Thesen,
Hat man erfunden und uns eingebläut,
Das überall jetzt treibt sein fleischlos
Wesen,
Und köpfeschüttelnd lesen es die Leut'.
Es klingt antik und auch modern zugleich,
Es fesselt uns, als sphinghafte Version,
Das Wort aus metaphysischem Bereiche,
Man nennt es unverständlich: „Sezession!“

So manches Ding, das wir zum Unding
zählen,
Das nicht abscheulich ist, doch auch nicht
schön,
Wofür uns eigentlich Begriffe fehlen,
Das nicht anständig, doch auch nicht
obscön,
Das aussieht wie ein trunkenes Fabulieren,
Und ganz zuwider jeder Tradition,
Was selbst der Maler nicht kann definieren,
Das nennt man unverständlich „Sezession“.

Das Wort deckt alles, oder nichts, auch beides,
Wie man es nimmt, auch wie man's grad erfasst,
Jedoch, wer irgendwie kann, der vermeid es,
Wenn es, was stets passiert, nicht trefflich paßt.
Und dieses ist ja eben die Prämisse,
Die ganz verzeuvelt, schwulstige Union,
Das nicht erklärbar, deutlich Angewisse,
Das Unverständliche der Sezession.

Siehst Du ein bildlich Chaos, Wald, ob Heide,
Ob blau, ob weiß, ob kirchgelb oder rot,
Gemalt in Wasser, gar nicht, oder Kreide,
Nicht kalt, nicht warm, lebendig nicht und tot,
Und Du entwirrst zerrissene Konturen,
Nur eine wüste Farben-Eruption,
Dann hast Du auf der Leinwand dunklen Spuren,
Vor Dir die sogenannte „Sezession“.



Die neue Kunst ist grüblerisch verschwommen,
Verschleiert, hieroglyphenreich und arm,
Sie hat Natur wohl in sich aufgenommen,
Doch unnatürlich nur, mit viel Alarm.
Mithin muß man die Sezession betrachten,
Als eine Künstler-Hallucination.
Wo Menschen künstlich uns're Kunst umnachten,
Da bleibt nichts übrig als die „Sezession“.

Vielleicht hat mancher mich nicht recht verstanden,
Weil ich für ihn so farbenprächtig sprach,
Und die Gedanken sich zu hell verbanden;
Nun denn, sie dunkeln wie die Haare nach.
Doch bitt' ich um Erklärung nicht zu fragen,
Mir schwirrt der Kopf schon selbst von dem Sermon,
Ich weiß das eine nur zum Schluß zu sagen:
Was ich hinschrieb, war „à la Sezession“.

In der Entrüstung.

Hausherr (zum Hausfreund): „Schämen Sie sich denn
nicht, meine Frau zu küssen? Pfui Deubell!“

Vergerbild.



„Ach Ede, bet se Dir ingespomment! Noch sehe ich im
Jetzt Dein schneidiges Extrieur!“ — Wo ist Ede?

Diagnose.



Junge Witwe: „Lieber Doktor, seit 8 Tagen fühle
ich mich unbehaglich, zerstreut und hochgradig nervös!“
Hausarzt: „Wie heißt er denn? — — —“

Vorschlag zur Güte.

Studio: „Lieber Onkel, Du schickst mir jetzt jeden Monat fünfzig Mark, das ist mir zu viel auf einmal, da ich doch nicht recht hauszuhalten verstehe. — Willst Du mir nicht lieber jede Woche zwanzig Mark schicken, dann komme ich besser mit dem Gelde zurecht!“

Vorsorglich.

Frau A.: „Ziehen Sie Ihren kleinen Jungen mit der Flasche groß?“

Frau B.: „Nein, ich nähere ihn selbst, ich will ihn nicht an die Flasche gewöhnen.“

Zu gefährlich.

Junge Frau (zur Nachbarin): „Ach Frau Müller, meine frühere Madame kommt mich heute besuchen; leihen Sie mir doch mal Ihr Tisch-
tuch!“

— „Sie haben doch selbst eins!“

— „Gewiß . . . aber das möchte sie wiedererkennen!“

Einem jungen Ehemann ins Stammbuch.

Der Appetit vergeht während des Essens.

Böse Tage.



„Mit der Börse ist's doch schrecklich!“ — „Aber — was hat denn ein Baron mit der Börse zu tun?“ — „Er nicht, aber sein Bucherer hat sein ganzes Geld verspielt, und da kann er nichts mehr pumpen!“



Ein schönes Geburtstagsgeschenk.

„Da, sieh nur, Männchen, hier habe ich Dir zum Geburtstage einen hübschen Spiegel für Dein Jagdzimmer anfertigen lassen.“